

MAURIZIO FIORINO

K.O.

ROMAN



MAURIZIO FIORINO

K.O.

ROMAN



Co-funded by
the European Union

MAURIZIO FIORINO

K.O.

ROMAN

*Aus dem Italienischen von
Christiane Burkhardt*



K.O.

© 2023 *nonsolo* Verlag, Freiburg

Erste Auflage, September 2023

Titel der italienischen Originalausgabe: *Macello*

Copyright © 2021 by Edizioni e/o

Published in arrangement with bookat literary agency

Lektorat: Irene Pacini

Satz und Layout: WOERDESIGN

K.O. wird als dritter von fünf Romanen im Rahmen des Projekts *Identität und Diversität in der italienischen Gegenwartsliteratur* veröffentlicht, welches als Teil des *Creative Europe Programme* (CREA) von der Europäischen Union gefördert wird.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde dankenswerterweise im Rahmen des Programms *Neustart Kultur* aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Deutscher
Übersetzerfonds



Printed in Germany

ISBN 978-3-947767-11-3

Für meinen Vater

Als sie kamen und sagten, mein Vater, der Dorfmetzger, sei verschwunden, blieb von den vielen Erinnerungen, die mich plötzlich bestürmten, vor allem eine hängen, die ich, warum auch immer, in den hintersten Winkel meines Gedächtnisses verbannt und dort belassen hatte. Es war 1983, ich war zehn, fast elf, als er mir eine Pistole in den Schoß legte, um mir zu zeigen, dass man keine Angst haben darf – in der für ihn typischen, umständlichen Art, Sachen so zu erklären, dass sie einen erst recht verwirren.

Ich verbrachte meine Zeit im Hinterzimmer seiner Metzgerei, boxte auf die Kadaver der Tiere ein, die er gerade geschlachtet und vor dem Ausbeinen an stählerne Deckenhaken aufgehängt hatte.

An diesem Morgen überraschte er mich von hinten und packte mich an der Schulter. Als ich mich umdrehte, sah ich ein dermaßen angsteinflößendes Augenpaar, dass ich nicht einmal mehr zu atmen wagte.

Ich begriff nicht gleich, was er sagte. Der Motor der Kühlzelle war so laut und das Hinterzimmer so klein, dass man sich wie im Innern eines Panzers fühlte.

Als er sah, wie ich erstarrte, wurde er noch gereizter, nahm meinen Kopf in beide Hände und brüllte, ich solle ihm folgen. Dann schlug er mit der Faust gegen die Me-

tallwand der Kühlzelle und eilte genauso aufgebracht davon, wie er gekommen war.

Mir blieb nichts anderes übrig, als alles stehen und liegen zu lassen, mir die blutbeschmierten Hände an der kurzen Hose abzuwischen und ihm hinterherzueilen. Einige Minuten zuvor hatte ein Zigeuner¹ die Metzgerei betreten und im Dialekt lauter unanständiges Zeug gebrüllt. Mein Vater versuchte zunächst, höflich zu bleiben, zwischen den Beleidigungen zu Wort zu kommen, ließ es dann aber irgendwann bleiben und gab auf.

Viel verstand ich nicht, nur dass der Besucher ihm vorwarf, sich bei seiner Ehefrau „zuviel rausgenommen“ zu haben – genau so drückte er sich aus.

Durch das Gebrüll neugierig geworden, steckte ich den Kopf durch den Plastikvorhang, der das Hinterzimmer von der übrigen Metzgerei trennte, und sah wie mein Vater, halb fassungslos, halb belustigt, hilflos die Arme ausbreitete und anschließend grinste – etwas, das er sonst nie tat. Das beruhigte mich.

Doch als ich bereits glaubte, das Missverständnis wäre geklärt, sammelte der Mann all seinen Speichel und spuckte gegen die Glasvitrine.

Sofort änderte sich der Gesichtsausdruck meines Vaters, er hörte auf zu grinsen, und seine Kiefermuskeln mahlten. Sein Blick folgte dem Mann, der die Metzgerei verließ.

Als ich an der Vitrine vorbeiging, musterte ich aus

¹ Siehe Anmerkung der Übersetzerin auf Seite 135.

den Augenwinkeln die dreiste Hinterlassenschaft: ein widerlicher, wässriger weißer Schleim, der sich so langsam wie ein Trauerzug Richtung Boden bewegte. Obwohl seine Größe überschaubar war, hatte er eine verheerende Wirkung: Es sah aus, als hätte die Vitrine einen Sprung.

Draußen kam man fast um vor Hitze, es war Hochsommer, und auf der Straße war niemand zu sehen. Alle waren am Meer.

Wir stiegen ins Auto und fuhren bis La Scafandra am Dorfrand, wo die Zigeuner lebten. Nachdem er die Handbremse angezogen hatte, holte mein Vater eine Pistole aus dem Handschuhfach. Er zögerte kurz und legte sie dann auf die knochigen Höcker meiner unansehnlichen Kinderknie. Obwohl seitdem viele Jahre vergangen sind, habe ich sie als das Kälteste in Erinnerung, das meinen Körper je berührt hat.

Er befahl mir, im Auto zu warten, öffnete dann die Wagentür und stieg aus.

Ich sah, wie er auf einen Mann zuing. Der hatte einen dunkleren Teint als wir und trug eine Augenklappe. Innerhalb kürzester Zeit hatte sich mindestens ein Dutzend Zigeuner um die beiden geschart, darunter auch derjenige, der in unserer Metzgerei gewesen war.

Sie redeten aufgebracht, erst mein Vater, dann der andere, daraufhin wieder mein Vater ...

Der Mann mit dem dunklen Teint rührte sich nicht von der Stelle, er hatte die Arme verschränkt. Er hörte

zu, ohne den Mund aufzumachen, kratzte sich erst am Ellbogen und dann am Bauch. Schließlich richtete er das einzige Auge, das ihm noch geblieben war, auf mich, und unsere Blicke trafen sich.

Gleich nachdem er mich bemerkt hatte, legte er dem Schleimbatzenspucker eine Hand auf die Schulter und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Kurz darauf drückte dieselbe Hand die meines Vaters und damit war aus meiner Sicht alles friedlich geklärt.

Er kehrte zum Auto zurück, und wir fuhren davon. Auf halber Strecke räusperte er sich und zündete sich eine Zigarette an, ohne mich auch nur ein einziges Mal anzuschauen. Da nahm ich die Pistole in die Hand, die ich bisher noch nie angefasst hatte, und hob sie auf Brusthöhe.

Er drehte sich kaum und sagte: „Was machst du da für einen Scheiß mit der Pistole? Leg sie wieder dorthin zurück, wo sie war, wo sie hingehört.“ Er zeigte aufs Handschuhfach.

Ich gehorchte. Dann bestaunte ich den Sommer vor dem Autofenster. Die Getreidefelder, die bis zum Horizont reichenden Äcker und schließlich das alte Dorf oben auf dem Berg. In diesem Moment sah es so aus, als würde gleich alles in Flammen aufgehen.

Kaum waren wir wieder in der Metzgerei, zog mein Vater den Arbeitskittel an, den er bei seinem überstürzten Aufbruch auf dem Boden hatte liegen lassen, und ich boxte weiter.

Doch ich fand keine Ruhe. Ich verspürte den Drang, mir wieder diesen Spuckebatzen anzuschauen, der es gewagt hatte, meinen Vater zu provozieren. Ich riss ein Stück Zeitung ab und tränkte es mit Alkohol, doch als ich vor der Vitrine stand, merkte ich, dass er fort war.

„Was machst du da?“

„Ich wollte saubermachen.“

„Da gibt's nichts sauberzumachen.“

Wieder im Hinterzimmer starrte ich lange auf meinen sich in der Metallwand der Kühlzelle spiegelnden Körper. Dank dieses Spuckebatzens war mir etwas bewusst geworden. Etwas, was ich damals nicht näher hätte benennen können, was mich aber für immer dazu zwingen sollte, manche Momente im Leben so wahrzunehmen, wie ich mich in diesem Augenblick selbst wahrnahm – völlig verzerrt und kaum wiederzuerkennen.

So gern ich auch das Gegenteil behaupten würde: zu sagen, mein Vater sei ein schöner Mann, wäre dreist gelogen. Mein Vater war von einer erschreckenden Hässlichkeit.

Er hieß Bruno, aber im Dorf nannten ihn alle nur „den Metzger“.

Einige, mit denen er mehr Kontakt hatte, nannten ihn „*il brigante*“, da er als Kind davon träumte, ein Bandit zu sein und frei in den Bergen zu leben, wie er mir mal erzählte. Nur meinetwegen hatte er darauf verzichtet.

Er war erst siebzehn, als er Vater wurde, und sah aus wie ein Gespenst: Er war dünn wie ein Blatt Papier.

Hals, Arme, Finger waren klapperdürr, die Nase lang wie ein Vogelschnabel. Er hatte eine kleine Narbe im rechten Mundwinkel, unweit der Wange, und eine noch tiefere an der Augenbraue.

Sein ganzer Körper war von einer inneren Unruhe erfüllt. Die stets straff gespannte Haut voller geplatzter Äderchen schien einen weiteren Körper zu enthalten, der in ihm gefangen war und den ich mir schöner vorstellte, ein Körper, der herauswollte und schrie, sich aber einfach nicht befreien konnte.

Von meiner Mutter gab es bei uns zu Hause kein einziges Foto. Nur einmal fragte ich Vater danach.

Der warf mir einen Blick zu, den ich später nie mehr an ihm sehen sollte. Er schaute durch mich hindurch, als wäre ich ein Gespenst oder als staunte er, dass ich überhaupt in der Lage war, mir über Nichtvorhandenes einen Kopf zu machen. Er antwortete mir nicht, und ich sollte ihn nie wieder danach fragen.

Ich habe meine Mutter nur so kurz gekannt, dass ich mich nicht mehr an sie erinnern kann. Ich weiß nur noch, dass sie Lucia hieß und vor meinem ersten Geburtstag bei einem Autounfall starb.

Meine Geburt und ihr Tod hatten nichts miteinander zu tun, auch wenn ich immer gedacht habe und heute noch denke, dass mein Vater vom genauen Gegenteil überzeugt war und ich ihn an jedem Tag seines Lebens schmerzlich daran erinnerte, dass er mit achtzehn ein Brigante hatte sein wollen, doch stattdessen Vater und Witwer geworden war, jemand der innerlich tot ist.

Eines Morgens, es wurde gerade Herbst, taufte man mich auf den Namen seines Bruders Biagio.

Soweit ich mich erinnern kann, war ich als Kind von ansteckender Fröhlichkeit. Ich hatte mehrere Ticks und einige haben mich, wenn auch in abgeschwächter Form, bis ins Erwachsenenleben begleitet, ja im Grunde bis heute. Ich lachte, ich lachte ständig, auch in unpassenden Momenten, und wenn ich mich aufregte, brüllte ich nicht, sondern rieb mir die Hände, als klebten Krümel daran, während zu meinen Füßen ein Schwarm hungrierer kleiner Vögel wartete.

Das Dorf, in dem ich geboren bin, hörte irgendwann auf zu existieren und wurde unter solchen Regenmassen begraben, dass es sich in ein Geisterdorf verwandelte. Ich war fünf, als es zu regnen begann und tageslang nicht mehr aufhörte. Nach einer Woche gerieten die Häuser am Hang ins Rutschen, gleich darauf die nächsten, dann die dahinter und immer so weiter. Bis wir eines Tages mit dem Hubschrauber abgeholt und in einer Straße mit lauter leeren Gebäuden abgesetzt wurden, in dem, was nun das neue Dorf, Bagnamurata, sein sollte – ein Fleckchen Erde, das weder am Meer noch im Hinterland lag. Es sah aus, als wäre es zwischen zwei Bergen stecken geblieben.

„Kannst du dort oben unser Haus sehen?“, fragte mich mein Vater eines Morgens. „Schau nur, es ist verschwunden. Eines Tages werde auch ich ohne jede Vorwarnung verschwinden.“

Daraufhin brach er in lautes Gelächter aus, in das ich mit einfiel, um ihn nachzuahmen.

Ich wurde von einer Frau großgezogen, die in ihrer Freizeit magische Rituale praktizierte.

Sie hieß Lia und wohnte unter uns im Erdgeschoss, ihre Wohnung stank nach der Chlorbleiche, mit der sie jeden Tag die Böden wischte. Sie behauptete, die Verhexten, die sie aufsuchten, brächten den bösen Blick mit und verteilten ihn überall wie Staub auf dem Boden.

Die Verhexten waren überwiegend Frauen.

Sie kamen nach dem Mittagessen, wenn man Kaffee zu trinken pflegte, und nannten ihr den Grund ihres Besuchs. Nachdem Lia sie angehört hatte, füllte sie eine Schüssel mit Wasser, gab einen Teelöffel Öl hinein und wartete stumm. Breitete sich das Öl aus, hieß das, dass sie verflucht waren. Dann sagte sie leise eine Litanei auf, die ich nicht verstand, bis sie schließlich die Schüssel nahm und ihren Inhalt auf die Straße kippte.

Mehr als nur einmal befahl sie mir, mich nicht von der Stelle zu rühren, denn der böse Blick befallte den Ersten, der darauf trete. Sie versteckte sich hinter der Gardine des einzigen Fensters zur Straße und wartete darauf, dem Pechvogel ins Gesicht zu sehen.

Vielleicht war das der Grund, warum unsere Straße stets verlassen dalag.

Nachmittags schlief ich trotz des ständigen Kom-

mens und Gehens auf ihrem Wohnzimmersofa ein. Wenn Lia gerade keine Flüche bannte, schaltete sie das Radio ein und ließ sich in einen Sessel mit Plastikschonbezug sinken.

Sie sprach ausschließlich Dialekt. Hin und wieder besuchte sie ein Mann, der älter war als sie. Er hieß Alberto. Kaum war er in der Wohnung, stellte er Tüten mit Gemüse auf den Küchentisch, um sich dann mit Lia im Schlafzimmer einzuschließen. Wenn sie dann wieder ins Wohnzimmer kamen, setzte sie sich auf ihren Stammplatz, den Sessel, während er grußlos verschwand.

„Er bringt mir die Einkäufe“, sagte sie einmal, als ich sie länger als angebracht anstarrte.

War mein Vater zu Hause, verbrachte er endlose Minuten eingeschlossen im Bad, und manchmal spionierte ich ihm nach. Das Bild, das sich mir bot, war immer dasselbe: Er saß auf dem Klo und starrte ins Leere. Manchmal stand er auch vor dem Spiegel und kämmte sich zwanghaft. Er besaß einen Taschenkamm aus weißem Horn, der einmal seinem Vater gehört hatte.

Als ich ihn eines Nachmittags nachahmen wollte, fuhr ich mir damit durchs Haar, doch der Kamm verfang sich in meiner Krause. Daraufhin riss ich ihn mit Gewalt heraus, und er brach entzwei. Ich steckte eine Hälfte ein und kehrte damit in mein Zimmer zurück.

Als mein Vater es merkte, trat er so lange gegen das Schränkchen neben der Dusche, bis es zertrümmert

war. Kurz darauf sah ich seinen Schatten hinter meiner Zimmertür.

Er blieb eine Weile dort stehen und ging dann ins Wohnzimmer, fluchte und verließ türenknallend das Haus.

Seit diesem Tag hörte er auf sich zu kämmen, und ich begann, mir bei Angst in die Hose zu machen.

Bagnamuratas Hauptstraße, die Via dei Cigni, war nur ein paar Dutzend Meter lang. Neben der Metzgerei meines Vaters gab es noch einen Lebensmittelladen, den Herrenfriseur, den Milchladen und ein Geschäft für Zeitschriften und Schreibwaren. Eines der zwei Lokale im Dorf, das am besten besuchte, war die Bar La Catanese. Dann gab es noch einen Tabakladen mit Bar in einer versteckten Gasse: Wir nannten ihn „das Hollywood“. Daneben lag ein Kino, das Apollo, und am Ende der Straße befand sich die einzige Schule: eine Grund- und Mittelschule.

Das Dorf lag in einer Senke. Im Sommer kam man schier um vor Hitze, und so was wie Winter war hier gänzlich unbekannt.

Wenn wir nach oben schauten, sahen wir einen Streifen Himmel, einen schmalen Spalt für die einzige Frischluftzufuhr. Jeder Windstoß blies uns den Staub des alten Dorfes ins Gesicht. Dann hoben wir alle den Blick. Die Alten meinten, das wären die Toten, die uns grüßten.

Mein Vater und ich wohnten neben dem Kino, in der zweiten Etage eines zweieinhalbgeschossigen Gebäudes. Das letzte Stockwerk war nie fertig gestellt worden. Wenn ich abends einschlief, hörte ich die Stimmen der

Schauspieler, und obwohl ich wusste, dass sie aus dem Kino kamen, liebte ich es, mir vorzustellen, sie wären Geister, die in dem verlassenen Stockwerk über uns lebten.

Die Wohnung, die uns die Gemeinde zugewiesen hatte, war größer als die im alten Dorf. Es gab zwei Schlafzimmer, in einem schlief mein Vater, während das andere, halb so große, mir gehörte. Dann gab es noch das Bad, das Wohnzimmer und die Küche mit einem Balkon über der Haustür.

Mein Vater stand jeden Morgen bei Tagesanbruch auf, um zum Schlachthof zwischen dem alten und dem neuen Dorf zu fahren, gleich hinter La Scafandra und noch vor dem Friedhof.

Um sechs hörte ich, wie er ins Waschbecken spuckte: Das hieß, dass er sich soeben die Zähne geputzt hatte. Dann trank er einen Kaffee und verließ das Haus.

Keine Ahnung, warum wir allein in Bagnamurata wohnen blieben. Seine Familie stammte ursprünglich aus Sizilien. Er hatte meine Mutter in den Sommerferien kennengelernt, sich in sie verliebt und sich mit ihr verlobt. Alles, was ich über meinen Vater weiß, weiß ich aus seinen Gesprächen mit den Metzgereikunden.

Er war der Sohn eines Maresciallo, ein deutlich schönerer Mann als er, zumindest fotogener. Im Wohnzimmer gab es ein Foto, das ihn strammstehend in einer dunklen Uniform mit kleinen, glänzenden Knöpfen, Fransen an den Schultern und Brustabzeichen zeigte.

Mein Vater hatte nicht viel von ihm. Aber die Augen waren die gleichen, groß und hell. Er war in etwa genauso alt wie mein Opa auf dem Foto und wirkte dennoch wie ein älterer oder missratener Bruder. Ich war stets fest davon überzeugt, dass mein Vater ein Doppelleben führte, denn selbst wenn man der unglücklichste Mensch auf der ganzen Welt ist, muss einen die Vorstellung von Glück, und sei es nur für einen kurzen Moment, doch irgendwie reizen.

Irgendwann tauchte eine Frau bei uns auf.

Sie hieß Elsa, unterrichtete Italienisch, Geschichte und Erdkunde an der Mittelschule von Nidiace, ein Dorf am Meer, etwa vierzig Minuten mit dem Auto von Bagnamurata entfernt.

Wie alle richtete auch Elsa nur selten das Wort an mich. Nicht weil sie mich nicht mochte, sondern aus einer gewissen Verlegenheit heraus. Sie sprach in der dritten Person von mir, auch wenn wir im selben Zimmer waren. Wollte sie mich etwas fragen, wandte sie sich an meinen Vater, als wäre ich eine Art Erweiterung seines Körpers.

Nach einigen Wochen beidseitiger Schüchternheit begann sie mir Geschenke zu machen. Sie betrat mein Zimmer, wenn ich gerade nicht da war, legte sie auf den Nachttisch und ließ die Tür beim Hinausgehen angelehnt.

Sie schenkte mir den ein oder anderen Comic, eine Fliege, ein Buch über Maler des 19. Jahrhunderts und einen Band mit Texten klassischer Autoren von der Antike bis heute für das neunte Schuljahr.

Am Ende des Sommers als ich zwölf war, sagte ich zu meinem Vater, ich wolle Metzger werden und daher so bald wie möglich von der Schule abgehen. Er musterte

mich von Kopf bis Fuß und meinte: „Tu, was du nicht lassen kannst“, um mich dann eines Morgens mit zum Schlachthof zu nehmen. Wir gingen gemeinsam hin, er, Elsa und ich, nachdem wir in der Bar La Catanese gefrühstückt hatten.

Im Auto scherzte mein Vater mehrmals, Elsa habe sich für den Schlachthof viel zu chic angezogen. Sie lachte hinter vorgehaltener Hand. Irgendwann zerzauste er ihr Haar, und der Wagen geriet ins Schlingern. Ich befürchtete, er würde einen Tobsuchtsanfall bekommen, stattdessen lenkte er gegen und lachte erneut.

Das war eines der seltenen Male, die ich ihn scherzen sah.

Weil Sonntag war, der Tag, an dem man die Toten besucht, hielten wir vor dem Friedhof. Wie kauften Margeriten, die Lieblingsblumen meiner Mutter, und brachten sie zum Grab.

Elsa wartete im Auto auf uns. Als wir zurückkehrten, fanden wir sie vor dem Rückspiegel vor, wo sie ihr Make-up überprüfte. Als sie uns sah, entschuldigte sie sich für diese eitle Geste.

Wir schwiegen während der ganzen Fahrt. Beim Schlachthof fühlte ich mich sofort unwohl.

Ich hatte mir diesen Ort oft ausgemalt. Mein Vater zog sich gern dorthin zurück, und mir war er heilig. Doch er bestand nur aus einer offenen Halle mit lauter schmutzigen Verschlägen, in die die Tiere bis zum Schlachten hineingepfercht wurden.

„In seinem Alter habe ich Stiere durch Bolzenschüsse in den Kopf getötet“, hörte ich meinen Vater zu einem anderen Metzger sagen, der vermutlich gefragt hatte, was ich hier wolle.

Ich sah, wie er sich Hemdsärmel und Hose hochkrempelte. Als er zu Elsa ging, um ihr einen Kuss zu geben, schlug sie die Hand vor den Mund und lachte nervös. „In diesem Aufzug siehst du aus wie ein Seemann“, sagte sie und krempelte ihm die Ärmel weiter hoch, dann traten sie und ich beiseite.

An diesem Vormittag sahen wir zu, wie mein Vater einige Kälber und zahlreiche Schweine schlachtete. Er betäubte sie durch einen Stromschlag, dann stellte er sich rittlings über sie und schnitt ihnen lachend die Kehle durch.

Ich war entsetzt, tat aber so, als wenn nichts wäre, ich wollte nicht kindisch wirken.

Gegen Mittag stiegen wir wieder ins Auto und hielten bei einem zwischen Feldern versteckten Restaurant. Die morgendliche Gelassenheit war der üblichen düsteren Miene meines Vaters gewichen.

Wir wechselten kaum ein Wort. Ab und zu lächelten sich Elsa und er an. Irgendwann, gegen Ende des Essens, verschränkten sie die Finger. Anschließend stand er abrupt auf und ging zahlen.

Da richtete Elsa zum ersten Mal das Wort an mich. „Dein Vater ist extrem launisch.“

Ich erwiderte nichts darauf. Wenn auch verlegen, schaute ich ihr direkt in die Augen.

„Ich habe gesehen, dass du nichts mit den klassischen Autoren anfangen kannst“, fügte sie hinzu. „Ich auch nicht, obwohl ich sie unterrichte.“

Instinktiv sah ich zum riesigen Fenster, das auf die Landschaft hinausging. Ich konnte den Blick auf ein Stück Himmel und die sich im Wind wiegenden Wildblumen erhaschen.

„Hier, du hast bald Geburtstag, und ich kann euch vor nächster Woche nicht besuchen. Jetzt beginnt die Prüfungszeit, weißt du.“

An diesem Abend hatte Elsa, bevor sie nach Nidiace zurückkehrte, an meine Zimmertür geklopft, um mir ein kleines rotes Päckchen zu geben.

„Sag, ob es dir gefällt.“ Sie legte es aufs Bett.

„Jetzt gleich?“

„Ja, jetzt gleich, warum nicht?“

Ich hatte noch nie vor jemand anders ein Geschenk ausgepackt. Es war mir unangenehm. „Was ist das?“

„Mach's auf, dann siehst du's“, erwiderte sie und setzte sich neben mich.

Ich riss es einfach auf. Darin befanden sich ein blaues Hemd mit hauchdünnen weißen Streifen und ein Buch.

Noch bevor ich etwas sagen konnte, räusperte sich Elsa. „Mir ist aufgefallen, dass du das Buch über die Maler, das ich dir das letzte Mal mitgebracht habe, kaum aus der Hand legst. Und da dachte ich, das könnte dir auch gefallen. Es geht um die Kunst der griechischen Antike. Weißt du, was das ist?“

Ich schüttelte den Kopf. Vorn auf dem Einband war der gesprungene Kopf einer Statue zu sehen. Man sah nur das Kinn, die Lippen und ein Stück Nase.

„Kaum habe ich es entdeckt, habe ich an dich gedacht.“

„Wo ist der Rest von dem Gesicht?“

Elsa zögerte kurz.

„Vielleicht hat man den Kopf ja so gefunden, viele Statuen lagen jahrhundertlang unter der Erde und waren stark mitgenommen. Oder man hat sie aus dem Meer geborgen.“

„Und im Meer sind sie von den Fischen gefressen worden?“

Elsa musste lachen, und schon hatte ich das Gefühl, dass sie sich über mich lustig machte. Dann griff sie nach dem Buch und blätterte darin.

„Es gibt auch Texte zu den einzelnen Statuen. Gefällt es dir?“

Ich nickte nur, ohne ein einziges Wort der Anerkennung.

„Dann sag Danke.“

Wir umarmten uns kurz, und ich bedankte mich leise. Als wir uns wieder voneinander lösten, fuhr sie mir durchs Haar, versuchte es so zu zerzausen, wie mein Vater es am Vormittag bei ihr gemacht hatte. Doch anders als seines war meines kraus und strohig. Da strich Elsa mir über die Wange.

„Du weißt, dass er dich gernhat oder? Auf seine Art, aber er hat dich gern“, behauptete sie.

Ich senkte den Blick und entzog mich dieser letzten Liebkosung, anschließend wünschte ich ihr Gute Nacht.

Als ich dreizehn wurde, kam mein Vater ins Hinterzimmer des Ladens und hielt mir einen kurzen Vortrag. Der ging ungefähr so: „Du bist jetzt groß, und wenn du bald nicht mehr zur Schule gehen willst, musst du einen Beruf erlernen, schau her.“

Er griff zum Ausbeinmesser, das länger und dünner war als die, die er normalerweise vor Kunden verwendete, und ging damit um das Schwein herum, das er vor ein paar Tagen geschlachtet hatte.

Er suchte nach einem bestimmten Punkt und rammte die Klinge ins Fleisch, bewegte die Hand mit einer Anmut, die ich nur selten an ihm sah.

An diesem Tag wurde mir klar, dass seine einzigen zärtlichen Momente toten Tieren vorbehalten waren.

Als er seine Arbeit fast beendet hatte, reichte er mir das Messer. „Zeig mal, was du kannst.“

Ich trat einen Schritt zurück und sagte, ich könne das nicht. „Ich bin nicht so gut wie du“, rutschte es mir heraus.

Er hatte sich gerade eine Zigarette angezündet und stemmte die Hände in die Hüften. „Irgendwo musst du ja anfangen“, meinte er.

Ich senkte den Blick und starrte zu Boden. Ich hörte,

wie er meinen Namen sagte, fragte, warum ich mich weigere. „Ich habe Angst“, gestand ich.

„Wovor? Das Tier ist tot.“

„Ihm weh zu tun.“

Mein Vater zog erneut an der Zigarette, stellte sich dann wieder vor das Schwein und stach ohne jede Anmut auf es ein.

„Bevor sie sterben, pissen sich die Schweine voll. Aber echte Männer doch nicht! Ich weiß nicht, was in deinem Kopf vorgeht, woher du das hast. Man könnte denken, du bist schwachsinnig. In deinem Alter habe ich gelernt, gearbeitet, Geld nach Hause gebracht. Dabei wäre das gar nicht nötig gewesen, doch ich hab es trotzdem getan. Hätte ich nicht gearbeitet – mein Vater hätte mich grün und blau geschlagen. Im Gegensatz zu dir war ich gut in der Schule. Ich will keinen geistig zurückgebliebenen Sohn, in meiner Familie hat es so was nie gegeben. Ich in deinem Alter habe geraucht, war hinter den Frauen her und bei den Nutten.“

Er trat ein paar Schritte zurück und nahm ein paar Züge. Er schaute auf das, was vom Schwein noch übrig war und fuhr dann fort, es zu zerteilen.

„Du bist nur gut darin, mich zu blamieren. Neulich, im Schlachthof, hast du dir vor lauer Angst die Ohren zugehalten. Am liebsten hätte ich dich dort stehen lassen. Wäre es nach mir gegangen, wärst du von da an nicht mehr mein Sohn gewesen.“

Er sagte noch viel mehr solche gemeinen Sachen,

ohne mir dabei ins Gesicht zu sehen, und fuhr damit fort, das Schwein so auszubeinen, als wäre ich nicht sein Sohn, sondern das nächste Tier, das geschlachtet werden musste.

Als er fertig war, warf er das Messer in die Spüle und drehte das Wasser auf. Dann zog er sich den Kittel aus, hängte ihn an einen der vielen beliebig in die Wand gehämmerten Nägel und befahl mir, aufzuwischen.

Keine Ahnung, warum mir die Frage rausrutschte, vielleicht aus Naivität, schließlich war ich gerade mal dreizehn.

„War Onkel Biagio gerne Metzger?“

Ich hatte noch nie ein Foto von ihm gesehen, und immer, wenn ich nach ihm gefragt hatte, war mir mein Vater die Antwort schuldig geblieben. Ich hatte früh gelernt, dass dieser Onkel, dessen Namen ich trug, ohne ihn je kennengelernt zu haben, und der weit weg von hier lebte, soweit ich das verstanden hatte, in eine dunkle Geschichte verwickelt war.

An diesem Tag erstarrte mein Vater abrupt und blieb mehrere Minuten vor dem Vorhang stehen. Ganz so als wäre er drauf und dran mir zu antworten. Das wäre das erste Mal gewesen. Stattdessen schob er den Vorhang beiseite und verschwand.

Autor

©Maurizio Fiorino



Maurizio Fiorino wurde 1984 in Crotone geboren. Nach einer turbulenten Kindheit in Kalabrien zog er erst nach Bologna, um dort den Diplomstudiengang Kunst, Musik und Theater zu absolvieren, dann nach New York, wo er am *International Center of Photography* Storytelling

studierte. Er hat in verschiedenen amerikanischen Galerien ausgestellt und war fast zehn Jahre Teil der New Yorker Kunstszene. 2014 erschien sein Debütroman *Amodio*, zwei Jahre danach *Fondo Gesù*. Bei e/o veröffentlichte er *Ora che sono Nato* (2019) und *Macello* (2021). Als gefragter Feuilletonist hat er Artikel für *The Guardian*, *La Lettura*, *L'Espresso*, *Il Venerdì* und *Il Foglio* verfasst. Derzeit schreibt er für die Kulturseiten von *La Repubblica*, *Robinson* und *D*.

Übersetzerin



©Privat

Christiane Burkhardt, geb. 1966, lebt und arbeitet in München. Sie studierte Italienische Literaturwissenschaft, Neuere Deutsche Literatur und Kunstgeschichte und arbeitete als Lektorin, bevor sie sich vor über 20 Jahren mit *textkontor* selbstständig machte. Sie übersetzt

aus dem Italienischen, Niederländischen und Englischen, u. a. Paolo Cognetti, Fabio Geda, Paolo Di Paolo, Domenico Starnone, Bregje Hofstede, Wytse Versteeg und Ayesha Harruna Attah.



Im archaischen Süditalien der 1980er Jahre wächst Biagio ganz allein bei seinem Vater, dem Dorfmetzger, auf. In einer Welt, die jeden, der anders ist, zwingt, die eigenen Gefühle herunterzukühlen, versucht Biagio beharrlich, sich einen Platz zu erkämpfen. Atmosphärisch dicht schildert Fiorino das Leben eines jungen Mannes, der davon träumt, aus der deprimierenden Hässlichkeit und toxischen Männlichkeit seiner Umgebung auszubrechen.

K.O. beweist: Fiorino ist ein Autor von Format, mit einer eleganten, genau dosierten Sprache – auch wenn er sich in den schlimmsten Morast begibt.

PIERSANDRO PALLAVICINI, *La Stampa*

Ein starker, aggressiver Roman, düster und nachvollziehbar. Er spielt in einem realistischen, aber auch metaphorischen, ebenso leidenschaftlichen wie „vergifteten“ Süden.

GIORGIO RUOZZI, *Il Sole 24 Ore*



Co-funded by
the European Union